Wer ist normal ? : 1. Teil

Autor(en): **Hanselmann, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **38 (1928)**

Heft 10

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-788309

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wer ist normal?[1])

Von Heinrich Hanselmann.

Wenn ich mir erlaube, die Frage aufzuwerfen: Wer ist normal?, so hat dies vermutlich in wissenschaftlichen Kreisen ein bedenkliches Schütteln des Kopfes zur Folge. Und wenn ich gar mich ernsthaft bemühe, eine Antwort auf jene Frage zu finden, so steht für die meisten schon fest, dass der, der solches unternimmt, jedenfalls selbst nicht mehr ganz normal sein kann.

Der Wissenschafter stellt fest, dass die Fragestellung normal—anormal überhaupt keine wissenschaftliche sei. Dem gegenüber darf ich mir aber doch den Hinweis auf die Tatsache gestatten, dass auch die Wissenschafter diese „Begriffe" stetsfort verwenden und zwar mit einer unter solchen Umständen mindestens erstaunlichen Gelassenheit und Sorglosigkeit.

Geradezu besorgniserregend aber wird darum die Beobachtung, in welchem Masse jenes Begriffspaar ins Sprachgut des Alltags übergegangen und insbesondere zu einem ständig gebrauchten Einteilungs- und Bewertungsmittel von Menschen geworden ist. Man misst und wägt damit menschliches Tun und Lassen, Eigenschaften und Verhaltungsweisen wie mit dem Meterstab und Pfundstein.

Aber es gibt nun doch ein Gebiet des menschlichen Schaffens, wo jene lieblose Leichtfertigkeit in der Verwendung der Ausdrücke normal—anormal als bequemes Klassifikationsmittel sich alsobald wandelt in eine bange Frage. Es frägt uns die Mutter kummervoll: ist mein Kind noch normal? Es frägt die unglückliche Gattin den Arzt, ob dies oder jenes im Verhalten ihres Mannes nicht anormal sei. Und Tausende sprechen die Frage nicht aus, und sie stellen sie doch, wenn sie sich selbst von innen beschauen, Herkunft und Ziel ihres Weges betrachten und sich vergleichen mit denen, die um sie sind: bin ich normal oder sind es die andern nicht?

So lohnt es sich wohl, dem tieferen Sinn jener Ausdrücke ernsthaft nachzuspüren. Sollte es sich aber erweisen, dass die Wissenschaft uns eine eindeutige Antwort auf die Frage: Wer ist normal? nicht geben kann, so vermag uns auch diese Erkenntnis weiterzuführen.

Um nun zu einiger Klarheit zu kommen, ist es zunächst notwendig, die Vieldeutigkeit jener Begriffe darzutun und näher zu betrachten.

Was heisst normal? Darauf wird man vermutlich zumeist antworten: Normal ist, wer der Norm, der Regel entspricht. Regel und Norm aber bedeuten in diesem Zusammenhang einen Durchschnitt. Normal als Mensch ist also, wer dem grossen Haufen körperlich-geistigen Durchschnitts gleicht. Wer dagegen vom Durchschnitt ab-

[1]) Nach einer Antrittsvorlesung an der Universität Zürich, gehalten am 20. Juni 1925.

weicht, ist nicht normal. Diese Nicht-Normalität kann eine Abweichung nach zwei Richtungen hin bedeuten, entweder nach unten; dann ist man unternormal, oder nach oben, dann haben wir einen Übernormalen, ein Genie vor uns.

So lautet die landläufige Erklärung, die ja auf den ersten Anschein hin wegen ihrer Einfachheit besticht.

„Und einem statistischen Zeitalter erscheint nun nichts leichter, als diese Norm festzustellen. Man berechnet aus der Summe den Durchschnitt und dieser ist die gesuchte Norm. Wer kann die Ergebnisse eines so objektiven, mathematischen Verfahrens angreifen?" (1)

Aber der kritisch besonnene Naturwissenschafter ist sich der heimlich versteckten Zweideutigkeit aller Statistik bald bewusst geworden. Dies zeigt etwa die Geschichte der Vererbungslehre recht anschaulich; die Theorie von Galton noch war rein statistisch, die Mendelsche Lehre dagegen ist es durchaus nicht mehr.

Um so mehr muss es uns erstaunen, mit wie wenig oder gar keinen Skrupeln die Verwendung solcher Methoden bei der Erforschung der Lebenserscheinungen des Seelischen auch heute noch immer erfolgt.

Wohl hat jeder, der es mit Menschen irgendwie zu tun hat, so vor allem der Lehrer und Erzieher, der Arzt, der Richter, der Betriebsleiter, der Organisator usw., das Bedürfnis, die mehr oder weniger grosse Zahl der erlebten Einzelfälle von Menschen in einer Reihe zusammenzustellen und diese Reihe nach irgendwelchen Gesichtspunkten zu gliedern, sie wieder zu teilen, um die einzelnen Menschen einteilen zu können.

Scheinbar am leichtesten durchführbar ist die Zweiteilung der Reihe durch einen Mittelpunkt oder Mittelwert in eine obere und in eine untere Hälfte. Auf die Klassifikation von Menschen oder einzelnen menschlichen Eigenschaften übertragen, erweisen sich solche Entweder—Oder-Versuche als durchaus unbefriedigend. Würde man z.B. die Gebisse aller Einwohner über zwanzig Jahren etwa im Kanton Zürich untersuchen und den Mittelwert berechnen, so käme man vielleicht auf die Durchschnittszähnezahl von 29½ Zähnen. Wer weniger hat, ist unter, wer mehr hat, über dem Durchschnitt. Ganz abgesehen davon, dass die Zusammenstellung in andern Kantonen wieder zu andern Durchschnittszahlen führen würde, zeigt sich uns in folgender Überlegung die Undurchführbarkeit einer derartigen Bestimmung des Begriffes normal. Denn im eben angeführten Beispiel müssten wir ja als normalen Zahn-Zürcher denjenigen ansehen, der genau 29½ Zähne besitzt. Niemand wird aber behaupten wollen, dass man unter einem normalen Gebiss ein solches von 29½ Zähnen verstehe, so wenig als wir alle die Glücklichen, die mehr als 29½ Zähne aufweisen, deswegen als Übernormale bezeichnen dürfen. Hier leuchtet ganz klar und deutlich ein neuer Sinn des Wortes normal durch, nämlich normal als vollkommen. Auf diesen Sinn des Wortes werden wir noch näher zu sprechen kommen.

Es wäre einer besonderen Untersuchung wohl wert die Tatsache, dass wir schon in der frühesten Geschichte des menschlichen Denkens

auf Versuche stossen, jene Reihe nicht nur in zwei, sondern in drei Strecken einzuteilen, so, dass zwischen das Entweder—Oder eine mittlere Strecke eingeschaltet wird. So unterschied man früh schon nicht nur die Schlechten von den Guten, sondern man liess eine ganze Anzahl von Menschen gelten, von denen man sagen musste, dass sie weder ganz gut, noch ganz schlecht seien, sondern mittelmässig. So bezeichnet ja die Schule heute noch die Schüler als schlechte, mittlere und gute; oder wir unterscheiden Arme, Mittelständler und Reiche.

Eine solche Dreigliederung stellt nun auch die Einteilung der Menschen in unternormale, normale und übernormale dar. Im Gegensatz zu der Zweiteilung der Reihe in ein Entweder—Oder durch einen einzigen Mittelpunkt, bedeutet hier nun die Normalität immer eine mehr oder weniger breite Strecke.

Wie gross nun aber diese mittlere Strecke sei und welche Gesichtspunkte zu ihrer Abmessung verwendet werden, das wird nun zur neuen schwierigen Frage. Es ist leicht ersichtlich, dass hierbei der Willkür alles offen steht, denn ob man in einer Reihe von 100 Fällen die ersten 25 als unternormal, diejenigen von 26—75 als mittelmässig gleich normal und die letzten 25 als übernormal bezeichnen will, das ist aus der Reihe selbst ja nicht erkennbar.

Gewöhnlich hilft man sich aus dieser Schwierigkeit in der Weise, dass man eben das als normal bezeichnet, was das Häufigste ist. Hingegen zeigen uns nun Beispiele sofort, dass wir durch diese Gleichsetzung von Normalität mit grösster Häufigkeit wieder ganz und gar nicht den Sinn des Wortes normal treffen. Wenn wir etwa die Halsumfänge aller Erwachsenen in einem Lande wie dem unsrigen messen würde, so bekämen wir sicher eine recht interessante Reihe vom dünnsten bis zum dicksten. Aber es ist nun doch sehr fraglich, wo der zu dünne Hals aufhört und wo der zu dicke beginnt; anders gefragt: würden wir die am häufigsten vorkommenden Umfänge als die normalen betrachten dürfen?

So gibt es sehr viele Eigenschaften und Lebenserscheinungen des Körpers und der Seele, die wir zwar beim „grossen Haufen" der Menschen feststellen und die wir doch niemals als normal bezeichnen würden und dürfen, soll sich der Sinn des Wortes normal nicht in einen Widersinn verkehren. Wenn eine statistische Zusammenstellung ergibt, dass bei uns der grösste Teil der männlichen Erwachsenen Alkohol trinkt, dann wäre Alkoholtrinken eine normale männliche Verhaltungsweise, und wer als Mann nicht trinkt, wäre dann nicht normal. Wenn sich Eltern etwa damit abfinden müssen, dass ihr Kind in seinen Schulleistungen „noch" zum grossen Haufen gehört, in diesem Sinne also normal wäre, so ist hierbei doch recht bemerkenswert der tröstende Beigeschmack einer solchen Feststellung.

Anderseits kommt an diesem Beispiel wieder so deutlich in Erscheinung jene Willkür in der Begrenzung des grossen Haufens. Fast immer werden wir erkennen, dass es sich bei solchen Bestimmungen der Normalität gleich grösster Häufigkeit um ganz und gar zufällige, von der individuellen Erfahrungsweite fast ganz abhängige „grosse

Haufen" handelt. Und diese „grossen Haufen", an denen der Einzelne da gemessen wird, sind immer nur ganz kleine, im Hinblick auf die Gesamtzahl des tatsächlich vorhandenen Vergleichsmaterials viel zu kleine Häuflein.

Neben alldem ist aber hier noch eine Überlegung ganz anderer Art anzustellen. Die Ausdrücke normal—anormal werden ja, und zwar in erster Linie, auf die Lebenserscheinungen der Seele angewendet. Wenn nun auch einzelne Eigenschaften und Verhaltungsweisen der Zählung und Messung, wie sie die experimentelle Psychologie betreibt, zugänglich zu sein scheinen, so gibt heute auch der exklusivste Psychophysiker und -techniker zu, dass wir an gewisse andere seelische Lebenserscheinungen mit Mass und Zahl nicht — der eine meint: noch nicht, der andere behauptet: überhaupt nie — herankommen.

Diese Unzugänglichkeit für Mass und Zahl, die wesentlichen Mittel der Statistik, besteht nun aber gerade für die eigentlichen Charakter- und Persönlichkeitsbildner unter den seelischen Eigenschaften und Kräften, für die einzelnen Äusserungen des Gefühls- und Trieblebens.

Anderseits „sagen wir Normalität und Nichtnormalität nicht nur von allen Einzelmerkmalen des Seelischen aus, sondern sprechen sie und in erster Linie dem Individuum in seiner Einheit und Ganzheit zu oder ab." (2) Die Seele als Ganzes, als lebendige Einheit, ist aber erst recht nicht statistisch, d. h. mit Mass und Zahl nicht erfassbar.

Somit ergibt sich denn, dass einmal ganz allgemein der Begriff der Normalität keineswegs mit dem der grössten Häufigkeit einfach identifiziert werden darf, soll er das wiedergeben, was mit dem Urteil normal—anormal tatsächlich gemeint wird. Sodann aber wird ja nun auch die Hauptvoraussetzung für eine statistische Gewinnung des Begriffes überhaupt, wenigstens für seelische Eigenschaften und für die Seele als Einheit, ganz und gar hinfällig, eben die Möglichkeit, messen und zählen zu können.

Einer rein mechanistisch-atomistischen Welt- und Seelenlebensanschauung ist ein solches Ergebnis freilich gar nicht bequem. Denn die Erkenntnis, dass gewisse, für die Naturbetrachtung so bedeutsame Methoden, wie die Statistik sie immer noch darstellt, für die Erfassung des Seelischen nicht hinreichend sind, zwingt unerbittlich dazu, diese Grenzen der Naturwissenschaft zu überschreiten.

Führt uns nun aber ein Übertritt in ein anderes Reich menschlicher Geistigkeit, nämlich in das Gebiet der Wertung, zum Kern des Begriffes der Normalität?

W. Stern (3), der sich in sehr verdienstvoller Weise in seiner „Differenziellen Psychologie" meines Wissens als Erster mit einer planmässigen Untersuchung zur Klärung des Begriffes der Normalität abgegeben hat, scheint dies anzunehmen. Er sagt: „Normal leitet sich aus dem Wort Norm her. Norm aber ist kein statistischer, sonden ein teleologischer (Zweck-)Begriff. Unter einer Norm verstehen wir eine Anforderung, die zum Zwecke der Verwirklichung objektiver

Werte in allgemeingültiger Weise gestellt wird ..., wobei hier natürlich die Forderung nicht in dem engen Sinn einer im Bewusstsein vorhandenen sittlichen Aufgabe gilt, sondern viel allgemeiner als treibende Kraft einer immanenten biologischen und sozialen Zielsetzung, die ebenso gut ganz ohne Absicht wie mit dieser wirken kann. Für jeden Menschen bestehen, ganz abgesehen von seiner singulären Aufgabe als Individualität, gewisse Zielsetzungen allgemeiner Art: die eigene Selbsterhaltung und Selbstentfaltung, die Einordnung seines Daseins in die sozialen Gemeinschaften.

Der Mensch, dessen geistig-körperliches Funktionieren im ganzen genommen diesen Zielsetzungen angepasst ist, ist normal. Und sofern eine Einzelfunktion dem Spezialzweck, den sie innerhalb des Gesamtorganismus zu erfüllen hat, angepasst ist, ist sie normal." (4)

Diese neue, die teleologische Fassung des Begriffes der Normalität erlaubt nun nach Stern viel besser als die statistische, auch die weiteren Merkmale des Normalen verständlich zu machen.

„Zunächst ergibt sich ohne weiteres, dass die Normalität kein Punkt, sondern eine Strecke von beträchtlicher Breite sein muss; denn das, was allen „Normalen" gemeinsam zukommt, ist nicht mehr das absolute Mass der Leistung, sondern die Angepasstheit an einen allgemeinen Zweck. Diese Angepasstheit aber kann auf sehr verschiedenen Wegen und mit sehr verschiedenen absoluten Leistungsgraden erreicht werden; denn bei dem Zusammenwirken der Menschen untereinander und mit der Umwelt bildet sich eine Arbeitsteilung heraus, in der irgendein X an seiner besonderen Stelle und mit seinen besonderen Mitteln ebenso dem gemeinsamen Zwecke dienen kann, wie ein Y an anderer Stelle mit anderen Mitteln. Alle diese Verhaltungsweisen aber sind innerhalb der offenbar recht beträchtlichen Breite, in der überhaupt eine Angepasstheit an den allgemeinen Zweck vorliegt, normal." (5)

Auch das Prinzip für die Abgrenzung des Nichtnormalen vom Normalen scheint nun auf diese bestechend einfache Weise gewonnen zu sein; denn alles, was jenen allgemeinen Zwecken nicht angepasst ist, hat nach Stern als „nichtnormal" zu gelten.

Aber dieses Nichtnormalsein kann ein Doppeltes bedeuten; erstens eine Unternormalität, die Stern übrigens ohne Bedenken irgendwelcher Art so im Vorbeigehen auch gleich als Unterwertigkeit bezeichnet; zweitens eine Übernormalität gleich Überwertigkeit. Während also der Unternormalität ein mehr oder minder grosser Mangel an Fähigkeit zur Anpassung an jene allgemeinen Zwecke zugrunde liege, disponiere nun die Übernormalität zu Aufgaben, die über die allgemeine Anpassung hinausführen. Diese letztere kann quantitativ oder qualitativ sein. Talent und Begabung besteht nach Stern darin, dass nur das Tempo, der Umfang, die Güte und die Vielseitigkeit der Leistungen über das Mass dessen hinausgehen, was zur Anpassung an die allgemeinen Zwecke erforderlich wäre. Das Genie dagegen sei qualitative Übernormalität, denn es handle sich da nicht nur um bloss quantitative Steigerung normaler Eigenschaften, sondern sein Wesen sei die

Fähigkeit, schöpferisch zu wirken. Das Genie stürzt alte allgemeine Zwecke, indem es zugleich an ihrer Stelle dann neue schafft.

Es ist also, wie wir hier nun plötzlich sehen, nun doch eine recht bedenkliche Sache, nur normal zu sein. Und die Menschheit bedarf unbedingt der Übernormalen, soll sie nicht jammervoll stecken bleiben, ja überhaupt nicht schon von ihrem ersten Tage an stecken geblieben sein. Denn die blosse, korrekte Angepasstheit an bereits vorhandene Normen und Zielsetzungen bedeutet ja ein gänzlich konservatives, ein völlig steriles Prinzip, wie Stern übrigens auch betont. Die Normalität lässt keinen Fortschritt zu; sie ist immer und überall gleichsam nur Reaktion auf Bestehendes, sie schafft niemals höhere als die schon geltenden Werte. Es bleibt ewig alles beim Alten, wenn es in der Welt nur Normale gibt.

Ich vermute nun, dass es uns doch nicht so ganz behaglich ist, wenn die Konsequenzen aus der auf den ersten Blick so einleuchtenden Gedankenführung Sterns gezogen werden.

Es lässt sich in der Tat sehr vieles dazu fragen und sagen, wovon einiges angedeutet sei.

Normal wäre also ein Mensch, der auf der glatten Ebene der Mittelmässigkeit steht, nicht etwa geht, lächelnd und zufrieden in seiner Angepasstheit. Der Normale ist der immer und überall Gefügige, der überall Brauchbare, der nichts Besonderes verlangt und nichts besonderes tut, der nirgends anstösst, der nicht zu warm und nicht zu kalt, nicht zu laut und nicht zu leise, nicht gross und nicht klein, nicht dumm und nicht gescheit, nicht zu brav und nicht zu schlecht ist. Normal ist der rasselose Philister.

Ich will der Gefahr entgehen, ihn ausführlicher zu beschreiben, freilich auf die Gefahr hin, mich der Situation damit nicht anzupassen und so als nicht-normal zu gelten. Wer aber möchte unter diesen Umständen noch normal sein?

Das Prinzip der Angepasstheit, welches Stern hier in die Betrachtungsweise des Begriffes der Normalität einführt, ist bekanntlich aus der Entartungslehre entnommen, wo namentlich Weismann den Nachweis geführt zu haben glaubte, dass jede Art sich aus lauter Anpassungen zusammensetze.

Auch Spencer und andere nach ihm haben Theorien aufgestellt, die mit dem Begriff der Anpassung nicht nur alle Daseinsformen und Verhaltungsweisen der lebendigen körperlichen Welt, sondern auch alles Geistige, vor allem auch alle Werte zu erklären versuchten.

Aber dieses Prinzip der Angepasstheit bekommt ja überhaupt erst einen Sinn durch die Frage: woran angepasst?, also durch die Setzung eines Zweckes. Als solchen Zweck setzt Stern, wie wir hörten, die eigene Selbsterhaltung und Selbstentfaltung und die Einordnung seines eigenen Daseins in die sozialen Gemeinschaften.

Die Frage hingegen, wer diese Zwecke setzt und wer sie anerkennt, muss uns auch beschäftigen. Wer entscheidet denn darüber, was Zweck und Ziel des Menschenlebens sei? Etwa der „grosse Haufe", durch Volksabstimmung oder durch irgendeine andere Befragungsart.

Dann wäre normal ja doch wieder nur der, der tut und lässt, was der grosse Haufe tut oder wenigstens zu tun für gut befindet.

Wenn nicht, wer setzt jene allgemeinen Zwecke? Ist es ein Gott, ein Mensch? Es könnte jedenfalls kein „Normaler" sein!

Anderseits: Wer entscheidet denn darüber, ob eine Einzelleistung oder das Gesamtverhalten eines Menschen gerade noch oder eben nicht mehr angepasst sei? In dieser Beziehung aber verlässt uns alle und jede Sicherheit, wenn es sich um die Beurteilung des Grades der Angepasstheit von Kindern handelt. Hier müssen zufolge der Entwicklungstatsache alle Urteile betreffend diese Normalität den höchsten Grad der Relativität annehmen, es sei denn, man begehe den freilich oft gemachten Fehler, Kinder als entwicklungslos gedachte Individuen zu klassifizieren und also das, was wechselnder, sich stets verändernder Zustand und blosse Epoche der Entwicklung ist, als absolut und dauernd hinzustellen. Man wird freilich entgegenhalten, dass man für Kinder, und zwar für alle Kindheitsstufen, eben auch besondere Zwecke für die Anpassung aufstellen, besondere Masse für die Normalität der Kinder festlegen müsse. Sobald wir jedoch an ein solches Unternehmen herantreten, stellen sich uns wieder die bereits aufgeworfenen und nicht beantworteten, das heisst von jedem wieder anders beantworteten Fragen nach dem, der die Zwecke setzt. Und wenn er, der Zweckesetzende, bekannt und anerkannt wäre, so wären wir doch wieder vor allen Fragen, die sich aus den Tatsachen der Entwicklung ergeben, stehen geblieben. Übrigens handelt es sich bei den letzteren um Probleme, die in gewissem Sinne auch für alle Erwachsenen Geltung haben, denn auch sie sind nicht, wenn sie wertvoll sind, Fertige, Absolute, sondern stets Strebende, in Entwicklung Begriffene.

Bei gewissen schwereren Formen der körperlich-seelischen Entartung, der Idiotie oder des Irrsinns wird man über die Angepasstheit, das heisst über die Nichtangepasstheit nicht im Zweifel sein. Die Schwierigkeit der Beurteilung beginnt aber dort, wo die praktisch viel bedeutsamere Frage sich stellt: gerade noch oder eben nicht mehr angepasst. Diese Fälle sind die weitaus zahlreichsten.

Zur Kritik jener allgemeinen Zwecke und Zielsetzungen selbst ist ferner zu sagen, was ja auch Stern, Kraepelin und andere zugeben, dass es sich nicht um letzte oder absolute Zwecke, sondern um solche handelt, welche teilweise schon von Volk zu Volk, namentlich aber von Zeit zu Zeit sich als wandelbar bis ins Gegenteil erweisen.

Die Selbsterhaltung zum Beispiel kann geschehen auf Kosten des Lebensglückes, ja des Lebens von anderen Menschen, und die eigene Selbstentfaltung bedrängt ja erfahrungsgemäss sehr häufig die gleichgerichteten Tendenzen und Interessen des ersten besten Nächsten mit gleichen Selbstentfaltungsrechten und Ansprüchen. Wohl ist ja neben der und mit der Selbsterhaltung zugleich gefordert die selbsttätige Einordnung in soziale Gemeinschaften. Aber auch soziale Gemeinschaften können so beschaffen sein in ihren letzten Auswirkungen, dass die Einordnung in dieselben und die Anpassung an sie zum

Verbrechen an andern Gemeinschaften oder zum Untergang für das sich einordnende Individuum werden.

Wer hat den Mut zu der Behauptung, dass zum Beispiel die heutige Form der sozialen Gemeinschaft, wie sie etwa ein Staat darstellt, letzte und endgültige Form sei? Ja, ist nicht sozusagen jede andere heutige Form menschlicher Vergesellschaftung, beginnend bei der Ehe und aufhörend beim Völkerbund, in ihrer letzten Geltung in Zweifel gezogen? Wer möchte nun aber weiter behaupten, dass alle die Menschen, die hier zweifeln und andere Formen suchen und gefunden zu haben glauben, dass alle die, die an der Wandlung der heutigen Sitten und der heute geltenden Sittlichkeit oft unter Hintansetzung aller Interessen der eigenen Selbsterhaltung arbeiten, dass alle diese Menschen nicht normal seien, eben weil sie sich nicht anpassen, sondern weiter fortschreiten wollen.

Die Geschichte lehrt uns, wie tatsächlich jene Zwecke und Ziele, an die wir uns nach Stern anzupassen hätten, um als normal befunden zu werden, sich wandeln, weil sie sich in den herkömmlichen Formulierungen als unvollkommen oder im Hinblick auf „letzte" Werte als falsch erweisen. Demnach wären auch diese Zwecke nicht dem „höchsten" Menschenglück, der „letzten" Menschenbestimmung angepasst. Ein kurzes Stück der Weiterführung dieses Gedankenganges noch und wir sind bei der Selbstauflösung dieses Begriffes normal angelangt: normal ist, wer nicht normal ist. —

Diese wenigen Andeutungen schon lassen uns erkennen, dass Anpassung und Angepasstheit an jene von Stern und andern aufgestellten Zielsetzungen, also die glatte Lebensbrauchbarkeit eines Menschen nicht das sein kann, was wir mit dem Begriff der Normalität tatsächlich meinen und meinen sollen. Denn jene Angepasstheit braucht ja ferner nicht einmal sittlich wertvoll zu sein. Man kann sogar mit viel Recht das Gegenteil behaupten: Seelenhoheit, aufrechter Mannes- und Frauenstolz und unerschrockene Wahrheitsliebe lassen sich zumeist recht schlecht vereinen mit jener als Normalitätszeichen geforderten klugblöden Lebensbrauchbarkeit.

Endlich kommt hinzu, dass jene Angepasstheit im Einzelfalle sich oft nur als trügerischer Schein erweist. Der notorisch leicht geistesschwache Sohn eines finanziell wohlbestellten Vaters kann jene dem Sohne selbst nicht mögliche Anpassung erkaufen und erschleichen. Eine erheblich psychopathische Tochter kann doch als normal gelten, wenn vermögliche Eltern mit Hilfe verschiedener Mittelchen und Praktiken eine Angepasstheit vortäuschen. Standeszugehörigkeit, Geld, Beziehungen und vieles andere noch können zu Schutzeinrichtungen für eine tatsächlich erheblich beschränkte Lebenstüchtigkeit, ja der tatsächlichen sozialen Unbrauchbarkeit werden.

Umgekehrt kann der völlige Mangel der genannten äusseren Faktoren, welche gar nicht die individuelle Tüchtigkeit eines Menschen, eines Kindes schon betreffen, weil sie gar nicht im Individuum liegen, jene Anpassungsmöglichkeit sehr stark beschränken oder sie gar aufheben. Die genauere Untersuchung aber ergibt in solchen Fällen des

Scheiterns sehr oft, dass tatsächlich nur die Verhältnisse schuld sind. Es ist nicht ohne Vorbehalt wahr — nicht einmal in unserem, stellenweise ach so demokratischen Vaterland —, dass Talent, Begabung und Fleiss in jedem Falle sich Bahn brechen können. Insbesondere finden wir hierfür die betrübenden Beispiele in den Scharen der verwahrlosten und der mangelhaft oder falsch erzogenen Kinder.

So stellt sich denn der Anwendung des Prinzips der Angepasstheit zur Feststellung der Normalität eines Menschen noch dieses sehr grosse praktische Hindernis in den Weg. Der Ausgangspunkt für die Anpassung an jene allgemeinen Lebenszwecke der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung und der Einordnung in die sozialen Gemeinschaften ist für die einzelnen Menschen zufolge der Verhältnisse, in die sie hineingeboren werden, ein ausserordentlich verschiedener. Der Start zum Leben ist zu ungleich; er müsste bei der Feststellung und Beurteilung des Grades der Angepasstheit vor allem berücksichtigt werden. Denn das Mass der aufgewendeten Kräfte zur Erreichung eines bestimmten gleichen Grades der Angepasstheit, der Normalität ist bei den verschiedenen Menschen höchst ungleich. Abgesehen von der Verschiedenheit der individuellen Begabung und Veranlagung ist dieser Kraftaufwand bei dem aus der Niederung der Armut oder gar des Elends zur völligen Angepasstheit aufsteigenden Menschen ein sehr viel grösserer, als etwa bei einem andern, dessen Väter ihm schon die Wege auf vielartige Weise geebnet haben. Ich bin übrigens weit davon entfernt, in dieser Tatsache für den ersteren der hier verglichenen Menschen nur Nachteile zu sehen. Aber die Gerechtigkeit verlangt unerbittlich, dass wir diese verhängnisvolle Fehlerquelle deutlich erkennen, die das Urteil über die Normalität eines Menschen im Sternschen Sinne nicht nur trübt, sondern praktisch verunmöglicht. Die Nachkriegszeit mit der allgemeinen Verarmung ganzer Völker hat ja bis zu einem gewissen Grad jenen gleichen Start für alle geschaffen. Das Ergebnis der Umschichtung und Neurangierung Einzelner sowohl wie ganzer Kreise zeigt uns denn heute auch ein ganz anderes Bild des Oben und Unten als vor dem Krieg. — Wer sich übrigens die Mühe macht, unter diesem Gesichtspunkte den angedeuteten Gedankengang weiter zu verfolgen, der wird erstaunt sein über die Vielschichtigkeit des Problems der Anpassung überhaupt.

Soviel aber dürfte sich für uns nun gezeigt haben: Das Prinzip der Anpassung als Grundlage für die Bestimmung der Normalität eines Menschen kann aus all den erwähnten und sehr vielen noch nicht erwähnten Bedenken nicht zu einer befriedigenden Erklärung der Frage führen: wer ist normal?

(Schluss folgt)

Das portugiesische Mittelschulwesen.

I. Die Entwicklung von den Anfängen bis 1894.

„O Instituto", die ausgezeichnete Vierteljahrsschrift der Universität Coimbra, brachte in mehreren Nummern eine ausführliche Darstellung der Entwicklung des Mittelschulunterrichtes in Portugal. Im folgenden sei das wichtigste daraus wiedergegeben.